

Samstagsinterview

«Die Kultur in Biel hat ein sehr hohes Niveau»

Nach sechs Jahren verlässt der Kulturdelegierte Michel Vust die Stadt Biel. Er sagt: «Wenn auswärtige Medien über Biel berichten, ist es meist wegen der Kultur.»

Interview: Tobias Graden

Michel Vust, was haben Sie am 11. Mai abends gemacht?

Michel Vust: Da war der Eurovision Song Contest, nicht?

Genau.

(lacht) Ja, ich habe den ESC geschaut, zum ersten Mal seit recht langer Zeit.

Wegen Nemo?

Ja.

Was ist Ihnen durch den Kopf gegangen, als klar war, dass Nemo gewinnt?

Als wir wussten, dass Nemo teilnehmen würde, besprach ich mich mit Vizekanzler Julien Steiner. Wir waren uns einig, dass Biel etwas machen sollte. Doch wir haben komplett unterschätzt, was dann tatsächlich auf uns einprasseln sollte – die Medienanfragen, die Bedeutung für die Sichtbarkeit der Stadt Biel. Am 11. Mai selber habe ich mich gefreut und ich dachte auch, dass uns das einige Arbeit bescheren würde.

Nun erhält Nemo den Kulturpreis der Stadt Biel. Warum?

Das ist nicht mein Entscheid, sondern jener des Gemeinderats aufgrund der Empfehlung der Kulturkommission. Diese hat lange und vertieft diskutiert. Die Mehrheit fand, dass die Qualität von Nemos Arbeit mit dem Kulturpreis anerkannt werden sollte – und dass es angesichts von Nemos Leistung geradezu unmöglich sei, den Preis nicht Nemo zu verleihen.

Wäre der Preis auch dann an Nemo verliehen worden, wenn es nicht zum ESC-Sieg gereicht hätte?

Ein Stück weit wäre das wohl schon von der Rangierung abhängig gewesen. Aber mit dem Preis anerkennen wir nicht nur Nemos Leistung, sondern machen auch Nemos Weg in Biel sichtbar, der über die Musikschule und das Tobs führte. Nemo war die letzten Jahre etwas weiter weg von Biel, doch der Werdegang ist untrennbar mit der Bieler Kulturszene verbunden.

Wird Nemo an der Verleihung teilnehmen?

Davon gehen wir aus.

Inwiefern verkörpert Nemo für Sie den Geist der Bieler Kultur?

Was ich an Nemo interessant finde, ist dieses Grenzüberschreitende, den Crossover zwischen Tobs und Chessu. Künstler, die genauso im Stadttheater, im Kongresshaus, in der Coupole und am Lakelive auftreten können, gibt es nicht gerade oft. In diesem Sinne verkörpert Nemo die Kultur Biels.

Welche Kulturveranstaltung in Biel haben Sie zuletzt besucht?

Im Sommer ist es ja eher ruhig. Während des Lakelives war ich in den Ferien, zuletzt war ich wohl am Pod'Ring, am Konzert der Lausanner Rapperin Nathalie Froehlich. Es war super.

Denken Sie, wenn Sie in Biel Kulturveranstaltungen besuchen, «dies gibts auch dank mir»?

Nein, nicht wirklich (lacht). Ich spiele zwar eine gewisse Rolle im Bieler Kulturleben, aber Dinge wie der Pod'Ring haben schon vor mir existiert und es wird sie auch nach mir geben.

Was macht denn Ihre Rolle aus?

Ich bin das Bindeglied zwischen der Kulturszene einerseits und der Administration und der Politik andererseits. Ich muss beide Seiten verstehen und beiden Seiten helfen, einander zu verstehen. Daneben gibt es die eher technische Seite, ich kümmere mich um die kulturpolitischen Vorhaben der Stadt, um die kulturpolitischen Leistungen auf beiden Seiten.

Sie betonen die Scharnierfunktion, haben aber etwa bei der Behandlung von Gesuchen auch Entscheidungsmacht. Sind Sie der Anwalt der Kultur bei der Stadt oder ist es umgekehrt?

Beides. Aber ich bin bei der Stadt angestellt, meine Loyalität gilt in erster Linie ihr. Andererseits will ich offen sein für die Herausforderungen des Kulturlebens. Es ist eine Synthese.

Sie sind nun sechs Jahre lang Kulturdelegierter gewesen. Was würden Sie als Ihren grössten Erfolg bezeichnen?

Abgesehen von konkreten Projekten ist dies der Umstand, dass es uns gelungen ist, eine Atmosphäre des gegenseitigen Verständnisses zu schaffen, des Vertrauens, des Austauschs. Die Kulturakteure wissen, dass ich stets ein offenes Ohr habe für ihre Anliegen, auch wenn nicht immer gleich Lösungen bereitstehen. Das haben mir auch die Rückmeldungen auf die Nachricht meines Wegzugs gezeigt.

Unter Ihrer Ägide wurden neue Förderinstrumente geschaffen, zum Beispiel die «Unterstützung bei der beruflichen Weiterentwicklung». Was hat dies gebracht?

Diese Form der Unterstützung verdeutlicht, dass wir den Beruf des Künstlers als solchen anerkennen, dass wir einer Künstlerin in ihrer Entwicklung helfen wollen. Es gibt in der Bieler Kulturszene Menschen, die eine reelle Chance auf Erfolg haben, und

die Stadt anerkennt dies und betont die Wichtigkeit für die Stadt, für ihre Identität und ihre Entwicklung. Dann gibt es durchaus konkrete Resultate: Das Instrument hat den geförderten Künstlern geholfen, ihr Talent und ihre Ideen zu verwirklichen. Und es hat eine Verbindung zwischen ihnen und der Stadt geschaffen.

Die «Weltwoche» würde schreiben, Sie hätten «Staatskünstler» geschaffen.

Nein, denn die Geförderten bleiben komplett frei in ihrer Arbeit. Die Kunstschaffenden sind zwar glücklich und dankbar für diese Förderung, aber deswegen schreiben sie nicht nur noch Loblieder auf die Stadt.

Sie haben bei der Einführung dieser Instrumente betont, dass damit die Aussenwirkung der Kultur für die Stadt Biel gestärkt werde. Lässt sich dies belegen?

Das lässt sich schwerlich messen. Aber generell gesagt: Die Kultur ist wirklich eine der Stärken Biels, auch was das Image gegen aussen betrifft. Man kennt Biel als coole, kulturell lebendige Stadt. Manchmal stört das gar meine Kollegen in der Wirtschaftsförderung: Wenn auswärtige Medien über Biel berichten, ist es meist wegen der Kultur. Sie sähen gerne, dies geschähe auch öfter wegen des Wirtschaftsstandorts. Die von uns geförderten Künstler helfen, dieses Image weiterzuentwickeln, die Dynamik aufrechtzuerhalten. Was wenig bekannt ist: Wer sich in Biel niederlässt und hier tätig ist, kann vom ersten Moment an unterstützt werden. In Winterthur zum Beispiel muss man erst drei Jahre dort sein, bis man Gesuche einreichen kann.

Im Gegenzug haben Sie sich in Ihrer Amtszeit bei den grossen Institutionen wohl etwas unbeliebt gemacht.

Unbeliebt? Nun ... Das grundsätzliche Problem für die aktuel-

le Leistungsvertragsperiode war, dass der Betrag insgesamt nicht erhöht werden konnte – was bei der gestiegenen Inflation einem Rückgang gleichkommt. Die Diskussionen waren nicht einfach, aber immer professionell, es ging dabei nie um die persönliche Ebene.

Es ist aber schon so, dass in Ihrer Amtszeit die Beträge für kleine, unabhängige Akteure gestiegen und jene für die grossen Institutionen stagniert haben.

Einerseits war dies der deutliche politische Wille des Stadtrates, der 2016 beschloss, die kleinen Institutionen und die unabhängige Szene stärker zu unterstützen. Andererseits gab es in dieser Hinsicht tatsächlich ein Manko, vor allem im Bereich der zeitgenössischen populären Musik. Darum wurden Leistungsverträge mit dem Le Singe und der Coupole beschlossen, aber auch mit dem Verein Bourgonzerte. Das wurde von den grossen Institutionen auch nie kritisiert. Für sie ist wichtig, dass die Kulturbranche geeint ist.

Gibt es Dinge, die Sie gerne realisiert hätten, aber nicht konnten?

Viele (lacht). Mich hat in den sechs Jahren beispielsweise immer sehr gestört, dass wir so gut wie keine Kommunikation machen können. Wir haben keinerlei finanzielle oder personelle Ressourcen, um die Kultur der Stadt promoten zu können. Dies hätte ich gerne strategisch weiterentwickelt.

Das ist aber auch Ihr Versäumnis – wäre es nicht möglich, die Dienststelle für Kultur so zu organisieren, dass Ressourcen für die Kommunikation freigespielt werden?

Wir haben nicht nichts gemacht. Als ich in Biel begann, gab es beispielsweise noch keine Aktivitäten in den sozialen Medien. Wir bespielen nun Facebook und Instagram, aber das reicht natürlich nicht. Wir müssten nicht nur Posts setzen, sondern Inhalt kreieren. Und wir haben bei der Entwicklung der Agenda «bienvenue2go» mitgearbeitet. Das Problem ist: Es gibt viele Dinge, die wir verpflichtend tun müssen. Die Verwaltung der Räumlichkeiten, die Pflege der Kunstsammlung, die Kulturförderung, die Zusammenarbeit mit den Institutionen. Das braucht schon fast alle unsere Ressourcen. Es bleibt nur ganz wenig Spielraum, um Neues zu tun. Ich hätte zum Beispiel gerne das Angebot und die Aktivitäten im gesamten Gebäude der alten Krone ausgebaut. Das ist der Schwachpunkt meiner Amtszeit, wenn Sie so wollen.

In Biel ist die Kulturförderung immer wieder unter politischem Druck, angesichts der Finanzlage dürften die Diskussionen bald wieder aufkommen. Ist das der Grund, warum Sie nun aufhören?

Nein, nein. Solche Grundsatzdiskussionen sind normal. Auf unsere tägliche Arbeit haben diese bislang keine drastischen Auswirkungen gehabt. Als im Stadtrat die Leistungsverträge für die Periode von 2024 bis 2027 verhandelt wurden, sagte ein SVP-Mitglied, er habe nichts gegen die Kultur, doch die Stadt habe ein finanzielles Problem. Das sind also nicht Attacken gegen die Kultur, sondern finanzpolitische Überlegungen.

Salopp gefragt: Warum braucht denn Biel das Tobs?

Die Stimmbewölkerung hat sich auch letztes Mal wieder sehr deutlich für die Institutionen ausgesprochen, auch für das Tobs. Es ist nur eine kleine Minderheit, die darauf verzichten will. Es ist eine Chance, dass eine Stadt wie Biel ein Sinfonieorchester, eine Oper und ein Theaterensemble hat. Darauf zu verzichten, wäre ein drastischer Schritt.

Das Tobs absorbiert aber einen grossen Teil des Kulturbudgets, was den Spielraum für andere Kultur einschränkt. Jeder Theatereintritt muss mit Dutzenden Franken subventioniert werden.

Das ist so, aber überall. Selbst in Zürich, wo Subventionen und Ticketpreise viel höher sind. Eine Institution wie das Theater ist wichtig für eine Stadt, es gehört zum Service public. Man muss auch sehen: Weil die Kantone und die Stadt Solothurn mitzahlen, kommt Biel das Tobs gar nicht so teuer zu stehen.

Im Gegenzug haben es gerade in der klassischen Musik unabhängige Veranstalter in Biel schwer. Sie werden von der Stadt kaum unterstützt und finden trotz qualitativ ansprechenden Programms teils nur sehr wenig Publikum, etwa die Konzertreihe von Daniel Andres oder das Art-Dialog-Festival. Das sorgt für Unmut.

Das kann ich nicht abstreiten. Mit der Existenz des Tobs ist das Angebot an klassischer Musik in Biel bereits sehr gut. Es ist daher nicht angebracht, dass die Stadt zusätzlich viel Geld in Akteure investiert, die ein ähnliches Angebot bereitstellen. So unterstützen wir zum Beispiel auch Gastspiele auswärtiger Orchester nicht mehr. Wir haben nicht genug Mittel, um immer mehr vom Ähnlichen zu finanzieren.

Ist das Kulturangebot in Biel denn nicht schlicht zu gross?

Es gibt viele Nischen, die sich nur an ein kleines Publikum richten.

Das Verhältnis von Angebot und Nachfrage ist nicht immer im Gleichgewicht, das ist so. Es gibt auch redundante Angebote, die sich cannibalisieren, denn das Publikum ist begrenzt. Gleichzeitig ist es doch toll, in einer Stadt zu leben, in der jeden Abend ein Konzert stattfindet. Uns ist wichtig, dass wir ein Angebot haben, das ein gut durchmischtes Publikum anspricht. Darum haben wir die aktuelle Musik stärker unterstützt, auch den Hip-Hop.

Kultur – besonders jene im öffentlichen Raum – stösst auch viele Leute vor den Kopf, wenn man etwa an «Texas» auf der Esplanade oder Hirschhorns Robert-Walser-Sculpture denkt. Was entgegnet Sie jenen, die kein Verständnis dafür haben, dass für solche Projekte Steuergelder ausgegeben werden?

Wichtig dabei ist: Auch wenn manche Menschen dafür gar kein Verständnis haben, so lösen solche Projekte doch enorme Diskussionen aus. Ich habe gerade kürzlich einen Text über die Plastikausstellungen geschrieben: Jede Ausgabe hat solche Diskussionen ausgelöst. Ist das Kunst? Ist es interessante Kunst? Was muss man verstehen? Das sind grundlegende Fragen, mit denen sich dann nicht nur kunstaffine Menschen beschäftigen, sondern alle. Das ist wertvoll.

Es braucht also die Kunst im öffentlichen Raum, damit man überhaupt über Kultur spricht?

Sie stellt jedenfalls wichtige Fragen. Nehmen Sie die Walser-Sculpture: Man konnte gar nicht anders, als darüber zu diskutieren.

Sind denn diese Diskussionen auch konstruktiv? Es bilden sich doch einfach zwei Lager: Die einen finden es sowieso gut, die andern sowieso schlecht.

Das ist eine Frage der Gesprächskultur. Können wir über Argumente diskutieren und gegenseitiges Verständnis entwickeln? Die Kunst lädt zumindest dazu ein. Für mich war die Walser-Sculpture eines der interessantesten Kunstprojekte in der Schweiz der letzten Jahre, eben auch wegen der Debatten, die sie ausgelöst hat.

Falls nun aber künftig der politische Auftrag käme, bei den Kulturausgaben zu sparen – wo würden Sie ansetzen?

Man muss sich vergegenwärtigen: Die Kultur in Biel hat ein sehr

«Wir haben keine Ressourcen für die Promotion.»



Michel Vust in seinem Büro: «Die Ambiance in Biel ist einzigartig.»

Bild: David Torres

hohes Niveau zu einem nicht sehr hohen Preis. Das ist auch eine Folge des Entscheids, die Institutionen auszulagern. Die Bibliothek, ein Museum zum historischen Erbe wie das NMB – das ist Service public. In manchen anderen Städten sind diese innerhalb der Verwaltung angesiedelt und das kostet dann deutlich mehr, unter anderem weil das Lohnniveau höher wäre. Nehmen Sie das NMB: Seit zwölf Jahren gab es keine Erhöhung der Subventionen und auch nicht der Löhne. Müsste ich also beim NMB sparen, ginge dies nicht ohne Verzicht auf gewisse Leistungen. Das gilt für alle Institutionen. Man kann beim Tobs nicht einfach zehn Prozent einsparen, sondern man müsste beispielsweise entscheiden, auf das Orchester zu verzichten.

Was meinen Sie damit?

Zweischprachigkeit kostet. Es gibt keine andere Stadt in der Schweiz, in welcher der Bilinguismus so ausgeprägt ist. Aber deswegen unterstützt uns der Kanton nicht stärker.

An welchen Kulturorten in Biel sind Sie am liebsten gewesen?

Ich mag alle (lacht). Mein kultureller Background lenkt mich an Orte wie die Gurzelen, das Le Singe, das Filmpodium ... Das sind jene Orte, an denen ich mich spontan richtig wohlfühle. Ich habe aber in meiner Zeit in Biel bewusst auch meinen Horizont erweitert. So war ich öfter im Nebia und im Stadttheater als im Le Singe.

Gibt es Begegnungen, die Ihnen besonders in Erinnerung bleiben?

Jene mit Thomas Hirschhorn war interessant. Generell sind die Kulturakteure in Biel sehr engagiert, und dies schon lange.

Für diese Leidenschaft habe ich grossen Respekt, sei es bei Daniel Schneider, Hans Koch, aber auch bei Matthias Rutishauser oder Chri Frautschi, Beth Dillon und Vera Trachsel. Und dann gibt es junge Leute wie Felix Stöckle, die wegen dieser besonderen Bieler Energie hierherziehen. Dies sind nur einige Beispiele, ich könnte Dutzende von Personen nennen.

Wenn Sie so schwärmen: Warum gehen Sie eigentlich?

Ich habe Lust, Neues zu lernen. Ich habe für die Eidgenossenschaft gearbeitet, für eine Stadt, aber noch nicht für einen Kanton. Das wird eine neue Erfahrung sein.

Sie übernehmen künftig die Generaldirektion für Kultur des Kantons Waadt. Was können Sie aus Biel mitnehmen für Ihren neuen Wirkungskreis?

Ich habe hier gelernt, wie Kulturpolitik funktioniert. Und einen Einblick in Kultursparten erhalten, die ich bislang wenig kannte. Und ich habe gelernt, wie überregionale Institutionen funktionieren. Dank dieser Erfahrungen kann ich nun diesen Karriereschritt tun.

Welche Pläne werden Sie in der Waadt als Erstes verfolgen?

Was ich sagen kann: In Biel habe ich getan, was möglich war. Doch die Ebene, auf der wirklich systemische Veränderungen möglich sind, ist die kantonale. Das ist es, was mich motiviert: Verbesserungen für die Kulturakteure zu erreichen, beispielsweise in der Frage der Entlohnung.

Welchen Rat geben Sie Ihrer Nachfolgerin, Ihrem Nachfolger in Biel mit?

Mein Rat wäre, den Kulturschaffenden aktiv zuzuhören und den Austausch anzuregen. Ich habe ja vorher für Pro Helvetia gearbeitet. Dort ist man schon etwas weit weg von den Menschen. In Biel musste ich mich mit den tatsächlichen Verhältnissen vor Ort konfrontieren, mit dem Terrain. Das war richtig gut und interessant. Ich habe es etwas verpasst, weitere Formate zu kreieren, in denen der Austausch zwischen der Stadt und den Kulturakteuren stattfinden kann. Das lässt sich sicherlich noch verbessern.

Was werden Sie von Biel vermissen?

Vor allem die Menschen, die ich hier kennengelernt habe. Die Lebensqualität in Biel ist wirklich sehr angenehm, die Ambiance einzigartig. Die Bieler sagen das zwar immer, aber es ist wirklich wahr.

Zur Person

- geboren am 15. Januar 1976
- **Studium** der Ethnologie, Anglistik und englischer Literatur, Geschichte und Ästhetik des Kinos an der Universität Neuenburg, **Weiterbildung** in Kulturmanagement
- **Gründungsmitglied** und Präsident des Kulturlokals Case à Chocs, Neuenburg
- 2002 bis 2009: Tätigkeit für Publikationen des **Filmfestivals Locarno**
- 2005 bis 2011: **Co-Direktor** des Internationalen Festivals des fantastischen Films (Niff) Neuenburg
- 2012 bis 2018: Verantwortlicher für die Förderung des digitalen Kulturschaffens bei **Pro Helvetia**
- 2018 bis 2024: Delegierter für Kultur der Stadt Biel
- ab Oktober: **Generaldirektor** für Kultur des Kantons Waadt (tg)

Soll die erste Stunde in den Parkhäusern gratis werden?

Die Parkhaus-Initiative fordert, dass die erste Stunde in den städtischen Parkhäusern in Biel nichts kostet.

Pro



Matthias Gräub

Als Nicht-Autofahrer und Gerne-saubere-Luft-Atmer möchte ich in erster Linie eins: Den Autoverkehr auf Biels Strassen reduzieren. Helfen würde dabei, oberirdisches Parkieren so unattraktiv wie möglich zu machen. Wenn Autofahrer wissen, dass der schattige Parkplatz unter einem Baum am Unteren Quai entweder völlig übersteuert ist oder gar nicht mehr existiert, kommen sie gar nicht mehr auf die Idee, mit minutenlangem Suchverkehr die Strassen zu verstopfen.

Nun gibt es zwei Wege, dies politisch durchzusetzen. Entweder man vertraut auf eine ewigwährende Rot-Grün-Vormacht in der Stadt Biel. Dann kann man Parkplätze abschaffen, ohne Rücksicht auf Gewerbe und Autofreunde zu nehmen. Widerstand bleibt schliesslich nur ein laues Lüftchen aus einer bürgerlichen Minderheit.

Oder aber man versucht es mit einem Entgegenkommen. Gibt Autofahrerinnen ein Zückerchen, einen unterirdischen Gratisparkplatz, der ihnen signalisiert: Du und dein Auto seid willkommen, aber lass es doch im Parkhaus stehen. So, wie es sich für gute Gäste gehört, die Schuhe im Hauseingang auszuziehen.

Das tut nicht weh. Die Parkhaus-Initiative bietet eine prima Verhandlungsbasis, um die oberirdischen Parkplätze in Biel weiter zu reduzieren, gäbe es damit doch eine valable Alternative.

Ausserdem würde manch ein Autofahrer dadurch vielleicht herausfinden, dass man auch Einkäufe tätigen kann, ohne direkt vor der Ladentür zu parkieren. Die Gewerbevertreter, die hinter der Initiative stehen, haben dies offenbar schon eingesehen.

matthias.graeb@bielertagblatt.ch

Contra



Hannah Frei

Mit der Parkhaus-Initiative wollen Wirtschafts- und Gewerbevertreterinnen dem Lädeli-Sterben in Biel entgegenwirken. Und nicht nur das: Könnte man eine Stunde gratis in den städtischen Parkhäusern parkieren, würde das den Suchverkehr in den Quartieren vermindern. Die Stadt würde attraktiver, auch deshalb, weil weniger Abgase produziert würden.

Das klingt wunderbar! Doch es ist zumindest fraglich, ob das Gratisparkieren für eine Stunde in den vier städtischen Parkhäusern dazu führen würde, dass die deutlich günstigeren Parkplätze am Strassenrand nicht mehr genutzt würden. Ebenfalls ist zu bezweifeln, ob dadurch mehr Menschen mit dem Auto in die Stadt kämen. Gratis soll ja nur die erste Stunde sein, wer für einen Bummel von Ipsach nach Biel fährt, wird wohl länger hier verweilen und somit trotzdem bezahlen müssen.

Seien wir ehrlich: An der Oberfläche parkiert es sich leichter, schneller und oftmals auch günstiger. Daran würde sich auch mit der Gratisstunde in Parkhäusern kaum etwas ändern. Besonders Fahrer ohne Routine begeben sich nur ungern in die Tiefen der Parkhäuser. Da erstaunt es kaum, dass die städtischen Parkhäuser leer bleiben. Wird das Parkieren in den städtischen Parkhäusern günstiger, profitieren davon primär diejenigen, die ohnehin schon dort parkieren.

Im Altstadtparking, eines der vier Parkhäuser der Stadt, kostet die erste Stunde 2.60 Franken. Es ist zu bezweifeln, dass diese Ersparnis ausreicht, um die Menschen in die Parkhäuser zu locken. Wenn, dann müssten zudem die Parkfelder an der Oberfläche teurer und rarer gemacht werden. Das wiederum passt jedoch nicht ins Parteiprogramm der Bürgerlichen.

Die Initiative hält also nicht, was sie verspricht. Dem Lädelistern wird man damit kaum entgegenwirken.

hannah.frei@bielertagblatt.ch